

Viktor Pelewin: Die Dialektik der Übergangsperiode von Nirgendwoher nach Nirgendwohin

Viktor Pelewin, 1962 in Moskau geboren, gilt derzeit als der Superstar der russischen Literaturszene. Nach einigen Jahren als Werbetexter begann er Ende der 1980er Jahre mit dem Schreiben von Romanen. Den absoluten Durchbruch erreichte er in Russland mit dem Roman „Generation P“, in dem er ein bitterböses Porträt der unter Breschnew aufgewachsenen Generation zeichnet. Seitdem genießt er in seiner Heimat absoluten Kultstatus. Den neusten Roman des in Moskau lebenden Schriftstellers mit dem wissenschaftlich anmutenden Titel „Die Dialektik der Übergangsperiode von Nirgendwoher nach Nirgendwohin“ hat Edgar Illert gelesen.

Ob man Pelewins neueste literarische Veröffentlichung wirklich als Roman bezeichnen kann? – Schon hier scheiden sich die Geister der berufsmäßigen Literaturbetrachtung. Bei der „Dialektik“ handelt es sich jedenfalls um fünf Erzähl-Teile, wobei der erste und weitaus umfangreichste mit „Die Zahlen“ betitelt ist. Zu dessen Inhalt später mehr. Allenfalls diesen könnte man als Roman bezeichnen.

Der zweite Teil heißt „Die mazedonische Kritik der französischen Philosophie“ und erzählt die Biographie des in Kasan geborenen russischen Kapitalisten Nassych Nafikow, genannt Kika.

Der dritte Teil mit dem Titel „Ein Vogue“ ist quasi ein auf zwei Seiten angehängter Epilog des ersten Teils, aus Sicht der Freundin des Helden des ersten Teils auf einer Damentoilette eines Moskauer Restaurants spielend. Der vierte Teil „Akiko“ ist der Monolog einer Internet-Pornoseite und der fünfte und letzte eine Art Jüngstes Gericht mit dem Titel „Focus-Group“. Doch nun von Anfang an.

„Die Zahlen“ erzählt die Geschichte Stepan Michailows, eines Vertreters des neuen Russland, der sein Geld zunächst mit Computern macht, bevor er eine Bank mit dem englischen Namen „Sun Bank“ gründet. Seine Lebensplanung wird von Zahlenmystik bestimmt, und zwar hat er sich schon in seiner Jugend der Zahl 34 verschrieben. Die bestimmt fortan sein gesamtes Handeln, wird zum Fetisch seiner Persönlichkeit. Gestützt wird dieser Lebensentwurf weiterhin durch die zahlenmystische Funktionalisierung buddhistischer Esoterik. Ausdruck findet sie im Bau eines Zen-Steingartens, die Pelewin als monströse Abzocke durch Michailows buddhistischen Guru Prostislaw schildert. An Stepans Seite steht die in die Jahre kommende Punkerin Meowth, eine Engländerin, die schließlich sein Zahlenhaus zum Einsturz bringen wird.

Zum großen Gegenspieler wird der Bankier Mark Firkin, genannt „Eselchen Siebencent“, als Michailow entdeckt, dass jener sein Leben an der Zahl 43 ausrichtet. So läuft die Rivalität der beiden Zahlenfetischisten auf einen Show-down an Stepans 43. Geburtstag zu. Er macht sich als Pope verkleidet auf den Weg nach St. Petersburg, um seinem Rivalen mittels eines zur

Schusswaffe umfunktionierten Lingams anlässlich einer postmodernen James-Bond-Theateraufführung das Lebenslicht auszublasen. Doch die Begegnung mit dem verhassten Rivalen verläuft anders als erwartet, und Stepan erfährt, was es mit dem Spitznamen Firkins auf sich hat.

Als Michailows Geliebte Meowth sich mit einem Großteil seines Kapitals aus dem Staub macht, wendet sich der von seinen Beschützern – allesamt altes Geheimdienst-Personal – nun bedrängte Bankier an seinen einstigen Rivalen um Hilfe. Der gewährt sie dem Hilfebedürftigen um den Preis einer Pelewinschen Variante wahrhafter russischer Männerfreundschaft. Doch der groteske Tod des „Eselchens“ verhindert den Erfolg und das Happy End.

Wem diese Kurzfassung des Inhalts des ersten Teils des Buches vielleicht etwas absurd vorkommt, hat eine der Hauptdeterminanten der Erzählweise des Autors klarsichtig erkannt. Pelewin treibt die Absurdität einer sinnentleerten Welt gnadenlos auf die Spitze, indem er die Sinnlosigkeit der den Lebensentwürfen Sinnhaftigkeit geben sollenden Fetische brutal überzieht. Noch pointierter als in den „Zahlen“ betreibt er dieses Stilmittel in der „mazedonischen Kritik“, in der der schon reich geborene Kika seinen Reichtum dazu verwendet, Arbeitslose einzustellen, um sie unter Qualen umzubringen. Für jeden Toten „belohnt“ Kika dann sein Unternehmen mit der Überweisung eines größeren Betrages aus seinem eigenen Kapitalvermögen: Eine wahrhaft bittere Parabel auf die These von der wertschaffenden Kraft menschlicher Arbeitskraft.

Zum Schluss dieser Inhaltsparaphrase sei noch kurz auf den letzten Teil des Buches eingegangen. Hier stellen sieben Teilnehmer einer moderierten Gesprächsrunde in bester Talkshow-Manier ihrem Talkmaster die Frage nach dem Sinn des Lebens und was danach kommt. Dieser, „Lichtgestalt“ genannte, Talkmaster demonstriert jedem von ihnen in bester dialektischer Tradition die Sinnentleerung der Moderne aus religiöser und philosophischer Sicht. Getreu dem buddhistischen Motto „Der Weg ist das Ziel“ wird den Teilnehmern dieser Focus-Group suggeriert, dass der Übergang ins Jenseits die eigentliche Sinnwerdung des Menschen bedeute, das „Beste“ überhaupt. Das Jenseits sei dann das unendliche Nichts, denn man kann ja nicht wollen, dass es nach dem Besten wieder schlechter kommt. Eine boshafte dialektische Pointe, besteht das Lichtwesen doch aus zwei zusammengefügt Ärschen, sodass sich jeder der Teilnehmer der Focus-Group vorstellt, nur die Rückfront zu sehen. So werden hier alle im wörtlichen Sinne verarscht.

Und genau dieses Gefühl hat der Leser auch, wenn er das Buch am Ende aus der Hand legt. Pelewin ist sicherlich ein begnadeter Handwerker, was seine Schriftstellerei angeht. Der gelernte Literaturwissenschaftler weiß virtuos auf der Klaviatur russischer literarischer Traditionen zu spielen. Fühlt man sich auf der einen Seite noch wie von Dostojewski in die Tiefen der russischen Seele hinabgeführt, wird man auf der nächsten gleichsam wie von Bulgakow zauberhaft verwirrt, um schließlich das Seziermesser Majakowskis vor Augen geführt zu bekommen. Und Pelewins Blick auf die russi-

sche Gegenwartsgesellschaft ist sicherlich auch klar und treffend, doch vermisst man die teilweise doch versöhnliche Ironie der großen russischen Satiriker, die sich aus der Gewissheit des letztendlich menschlichen Wesens des Menschen speist. Von dieser Gewissheit ist bei Pelewin nichts übrig geblieben. Seine Ironie ist unversöhnlich, kalt, inhuman. Er schreibt aus der Sicht eines Zynikers, der, wenn schon alles sinnlos ist, doch wenigstens noch seinen Spaß haben will.

Dem Nihilismus Viktor Pelewins ist jegliche philosophische Herleitung abhanden gekommen. Seine Dialektik ist eine Dialektik des Absurden. Und da alle moralischen, ethischen, religiösen, philosophischen oder wie auch immer gegründeten Lebensentwürfe die gleiche – nämlich keine – Legitimität besitzen, ist es auch vollkommen gleich, was man tut und wie man es tut. „Die Dialektik der Übergangsperiode von Nirgendwoher nach Nirgendwohin“ ist ein zutiefst hoffnungsloses Buch, und ich werde den Verdacht nicht los, dass Viktor Pelewin mit dieser Hoffnungslosigkeit angetreten ist, einen Zeitgeschmack trivial, wenn auch handwerklich gekonnt zu bedienen.

Viktor Pelewin: Die Dialektik der Übergangsperiode von Nirgendwoher nach Nirgendwohin. Roman. Aus dem Russischen von Andreas Tretrner. 348 Seiten. München 2004. Luchterhand Literaturverlag. € 22,50